

Ellis Kaut

---

Nur ich sag *ich* zu mir



Ellis Kaut

# Nur ich sag *ich* zu mir

Mein Leben mit und ohne Pumuckl

Langen*Müller*

Alle Fotos in diesem Buch entstammen dem Archiv der Autorin.

Besuchen Sie uns im Internet unter  
[www.langen-mueller-verlag.de](http://www.langen-mueller-verlag.de)

© 2009 by Langen*Müller* in der  
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München  
Alle Rechte vorbehalten  
Pumuckl-Illustration © Brian Bagnall.  
Entwurf der ursprünglichen Pumucklfigur von Barbara von Johnson  
Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinkel  
Fotos auf dem Umschlag aus dem Archiv der Autorin  
Herstellung und Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger  
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten  
Gesetzt aus der 10,5/13,2 Punkt GaramondBQ Regular  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7844-3194-9

*Für Ursula*



## *Vorwort*

»Gibt es ihn wirklich?«, fragte meine Mutter mit großen, erschreckten Augen. Sie war sechsundachtzig Jahre alt und alles ängstigte sie über Gebühr.

»Wen?«

»Den Pumuckl.«

»Aber Mutti«, sagte ich leicht tadelnd und unterdrückte meine Sorge, dass sich das Alter mit beginnenden Verwirrungen bemerkbar machen könnte. Meine sofortige Erklärung, dass der Pumuckl eine reine Erfindung von mir sei, erleichterte sie sichtlich. Ich werde den fast dankbaren Blick meiner Mutter nicht vergessen.

Aber gibt es ihn nicht doch vielleicht in einer nicht greifbaren Wirklichkeit, die von millionenfacher Fantasie geschaffen wurde, einer eigenen Welt, in der sich auch Götter, Geister, Teufel zu beängstigendem Treiben vereinigen, unsichtbar und doch – angeblich – da und dort sichtbar geworden?

Mich macht es immer ein wenig verlegen, wenn bei irgendwelchen Veranstaltungen Mütter mit kleinen Kindern zu mir kommen und dem staunenden Drei-, Vier- oder Fünfjährigen mit auf mich gerichtetem Zeigefinger erklären: »Das ist die Mutti vom Pumuckl, weißt du, bei ihr lebt der Pumuckl.«

Da schaut so manches Kind so ängstlich wie meine Mutter und

ich fühle mich verpflichtet, irgendetwas Beruhigendes zu sagen wie: »Isst du auch so gern Puddeling wie der Pumuckl?«

Kinder pflegen das im Großen und Ganzen zu bejahen, egal ob sie Pudding mögen oder nicht.

Es gibt Fantasie, die gläubig macht und Fantasie, der man einfach gern Glauben schenkt. Letztere scheint mir die harmlose Art und zu der möchte ich mich auch bekennen.

Es gibt eine Frage, die bei jedem Interview und auch bei persönlichen Gesprächen immer und immer wieder vorkommt: Wie ist Ihnen der Pumuckl eingefallen?

Da gibt es verschiedene Antworten, wahrscheinlich stimmt keine ganz. Gibt es nicht ganz verschiedene Arten von Einfällen? Da ist zunächst der ganz großartige, einmalige Einfall, eine Art Erleuchtung. Etwas, das plötzlich da ist. Wie ein Wunder. Das trifft beim Pumuckl nicht zu. Er muss schon länger da gewesen sein. Ich habe es nur nicht gemerkt.

Dann der alltägliche, ständig nötige kleine Einfall. Damit meistern wir viele alltägliche, menschliche und auch technische Probleme. Es ist mehr eine Art Findigkeit. Ich denke, die benötigte ich auch beim Ersinnen vieler Pumuckl-Situationen, aber das war eher zweitrangig.

Die dritte Art Einfall aber scheint mir die eigentliche: Sie wird aus tausend Kleinigkeiten des Lebens gespeist, aus Zufälligkeiten, aus einem Sammelsurium von Gefühlem, Gedachtem, Erlebtem, Ersehntem, Bewusstem und Unbewusstem, aus etwas im Menschen, das Götter schafft. Und Teufel. Und Heilige. Und Gespenster. Und – Kobolde.

Keiner, der den Pumuckl kennt, wird sich wundern, dass der rot-schopfige Kobold darauf besteht, dass auch er unsere Geschich-



te erzählen darf. Er glaubt fest, er wäre der und das Wichtigste in meinem Leben und ohne ihn hätte ich gar kein lustiges Leben gehabt.

*Also: Ich bin klein und habe einen großen Kopf. Er gefällt mir, mein großer Kopf. Weil darin so viel Platz ist, ich glaube, mehr Platz als in Menschenköpfen. Oder ist einfach etwas ganz anderes drin als in Menschenköpfen? So weiß ich zum Beispiel, wie es ist, unsichtbar zu sein und doch da zu sein. Aber nicht, wie lange ich schon auf der Welt bin. Auch kenne ich weder Vater noch Mutter. Aber das bringt mich nur selten zum Weinen. Denn mein großer Kopf sagt mir, dass das Leben schön und lustig ist und Weinen nur Sinn hat, wenn man etwas Trauriges dadurch besser machen kann oder wenn man mit Weinen jemanden so leid tun kann, dass er nachgibt und alles erlaubt. Dann muss man allerdings darauf achten, die Tränen nicht allzu schnell wegzuwischen.*

*Ich habe natürlich Verwandte. Meine Verwandten sind lauter Klabauter. Ich kann nicht sagen, dass ich sie nicht mag, ab und zu wäre es ja ganz nett, wenn ein oder zwei von ihnen zu Besuch kämen – aber eigentlich hab ich schlechte Erfahrungen mit diesen Verwandten gemacht – sie wollen mich partout immer ändern. Blaue Haare soll ich statt meiner roten Haare haben, das Wasser soll ich zum Schwimmen benutzen (ob ich mich damit wasche oder nicht, ist ihnen allerdings so egal wie mir), kurzum, ich soll so sein wie sie, eben »verwandt«. Ich weiß nicht, ob das bei Menschen genau so ist, wenn ja, dann verstehe ich sogenannte Junggesellen wie Meister Eder. Ihm redet nie jemand drein – nun ja, niemand außer mir. Außer mir ist aber niemand, da bin ich.*

*Und deswegen sag ich **ich** zu mir. Ich sag immer wieder ich zu mir und nur zu mir. Jawohl.*

Der Pumuckl hatte zweiundvierzig Jahre Zeit, um aus meinem Leben herauszuwachsen. Ehrlich gesagt, ich ahnte nicht das Geringste davon. Meine Kindheit war so normal, wie nur eine Kindheit sein kann. Wir waren weder reich noch arm, mein Vater war Prokurist einer Bank, gebürtiger Münchner, meine Mutter eine Bauerntochter aus dem Württembergischen. Ich war ein geplantes Wunschkind, das gegen ärztlichen Rat gezeugt worden war. Meine Mutter hatte vor mir zwei schwere Geburten gehabt, zwei Söhne, von denen einer als Kind starb. Eine Tochter war der Traum meines Vaters. Nun ja, dieser Traum war also ich.

Mein Vater hielt mich von Anfang an für etwas Besonderes. Und sehr bald: ich mich auch. Folgende Geschichte gehört zu meinen ersten Kindheitserinnerungen.

## *Der Gesang auf der Treppe*

Ich werde mich immer an das schallende Lachen erinnern und dabei den übergroßen Busen vor mir sehen, der im Rhythmus des Lachens schier mächtig vor ihr auf und ab wogte – nein, nicht vor ihr, sondern über mir wogte er.

Er gehörte der Hausmeisterin, die auf der Kellertreppe fünf Stufen höher stand und so, über den Busen hinweg, auf mich, das vierjährige, kleine Lieserl schauen konnte, auf dieses ungeniert und lauthals singende Lieserl.

Singen war meine Lieblingsbeschäftigung. Meine Mutter behauptet, dass ich mindestens elf Lieder konnte und von jedem Lied sämtliche Strophen. Und wenn ich damit anfang, mochte ich keine einzige Strophe auslassen. Das wäre weiter nicht schlimm gewesen, wenn ich diese für mich und vor mich hin gesungen hätte, aber ich suchte mir meine Zuhörer aus, vornehmlich waren es die besonders freundlichen, kinderliebenden Besuche, von denen zu erwarten war, dass sie bewundernd sagten: »Schön singst du, Lieserl!« Und genau das wollte ich hören. Dieses Lob gab mir sozusagen das Recht, ja die Pflicht, sämtliche Lieder und sämtliche Strophen zu singen. Die kleine Brust vorgestreckt, den Kopf erhoben wie ein trillernder Vogel, legte ich los. Mein Gesicht zeigte dabei wohl so konzentrierten Ernst, dass es klar war, dass ich keinerlei Unterbrechung duldete. Ließ jedoch

sichtbar die Geduld eines Zuhörers nach, sagte ich kurz und streng: »Hör zu!« Und wenn das nichts nützte, hörte ich zwar zu singen auf, heulte dafür aber lauthals. Meine Mutter pflegte später zu behaupten, dass denn doch viele den Gesang vorzogen.

Meine Mutter fühlte sich immer an dieser Geschichte etwas schuldig, hatte sie das doch alles einmal ihrem Töchterchen vorgesungen, nicht ahnend allerdings, welch fabelhaftes Gedächtnis ihr Kind hatte: einmal vorsingen genügte vollkommen und schon saß es fest in dem kleinen Kopf.

Da die Mutter die begrenzte Geduld von Bekannten und Verwandten kannte, war sie dazu übergegangen, alle rechtzeitig zu warnen, möglichst noch, bevor ich zu singen begann. Leise pflegte sie dann zu sagen: »Bitte, nicht loben!«

Und wenn ich mich dann – eine Gesprächspause der Erwachsenen nutzend – in Positur stellte, redete die Mutter schnell und überlaut mit dem Gast, strich mir über das Haar, flüsterte beschwörend: »Jetzt nicht!« und konnte damit meistens – nicht immer – die Gesangsvorführung vermeiden.

Vielleicht war das auch der Grund, warum ich so besonders gern im Treppenhaus sang: Da kam doch ab und zu jemand vorbei, der nicht abgelenkt oder gewarnt worden war.

Ich hatte also an jenem Vormittag, treppauf gehend, die ersten zwei Strophen des Liedes vom Fuchs und der gestohlenen Gans gesungen, als von oben die Hausmeisterin herunterkam. Und richtig: Sie blieb stehen und sagte auch gleich: »Schön singst du, Lieserl!« Ja, sie hörte sogar noch die dritte Strophe an, doch dann versuchte sie dem Gesang durch eine Frage Einhalt zu gebieten: »Du willst wohl einmal Sängerin werden, nicht wahr?«

Ich unterbrach nur kurz meinen Gesang, um entschieden zu antworten: »Nein, so etwas will ich nicht werden.«

1922: Das Lieserl liest.



»Ja, was denn dann?«

Da antwortete ich etwas, was ich noch nie ausgesprochen, aber wohl schon länger gedacht hatte: »Weltberühmt will ich werden.«

Und da fing diese Hausmeisterin zu lachen an. Und da sah ich nur noch den wogenden Busen, der viel lächerlicher war als alles, was die Hausmeisterin je sagen konnte und damit begann meine Abneigung gegen Hausmeisterinnen im Allgemeinen und im Besonderen gegen Frauen mit großem Busen.

Aber ich hatte etwas aus der Geschichte gelernt: dass man seine geheimen Wünsche nie jemand Unwürdigem erzählen darf.

Ich ging, natürlich ohne zu singen, an der Hausmeisterin vorbei zu meiner Wohnung in den dritten Stock hinauf.

## *Das Spazierstöckchen*

Leichtgläubigkeit ist eine Schwester der Dummheit. Ich weiß es, aber das nützt nichts. Ich falle immer wieder herein. Warum nur glaube ich so leicht alles? Die Geschichte mit dem Spazierstöckchen ist mir im Alter von fünf Jahren passiert. Und ich erzähle sie als Lehrstück für mich selbst. Sie hat sich in abgewandelten Formen fast allzu oft wiederholt.

Wie gesagt, ich war gerade im November fünf Jahre alt geworden. Und jetzt an Weihnachten hatte ich unter anderem ein Spazierstöckchen geschenkt bekommen, das man über den Arm gehängt tragen oder als Stütze beim Gehen verwenden kann. Das war eine Mode damals. Auch mein Vater hatte einen Spazierstock, allerdings oben mit einem wertvollen, silbernen



1922: Mein Vater, Siegfried Kaut, hoch zu Rad.

Knauf. Es gab auch eine ganz bestimmte Art, den Spazierstock elegant zu schwingen.

Mein Spazierstock jedenfalls war durchsichtig und mit kleinen bunten Zuckerperlen gefüllt. Wenn ich damit herummarschierte, klickerten die Zuckerperlen und purzelten bunt durcheinander. Ich hatte das Ding auf dem Oktoberfest gesehen und es mir zu Weihnachten gewünscht.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag waren wir bei Vaters Schwester Anna eingeladen. Mein Vater ging nicht gern hin, weil seine Schwester »so sichtbar im Geld schwamm«. Sie hatte den Konsul Schüssel geheiratet, einen reichen Juwelier, der sein großes Geschäft in der Kaufingerstraße hatte – die Passage heißt, glaube ich, heute noch »Schüsselpassage«.

Aber außer dem so sichtbaren Reichtum hatte die Schwester Anna noch eine Eigenschaft, die mein Vater nicht leiden mochte: Sie war zu ihm stets herablassend. Sie konnte nämlich nicht umhin, in ihm immer noch eine Art von Säugling zu sehen. Nicht ganz von ungefähr, denn er kam gerade auf die Welt, als Anna, seine älteste Schwester, heiratete. Er war der Jüngste von neun Kindern, und sie die Älteste. Das ergab den Altersunterschied von rund zwanzig Jahren. Als ich – wiederum ungefähr dreißig Jahre später – zur Welt kam, war Anna dabei, ihr erstes Enkelkind, Gerda, in ihren Armen zu halten (in den vergangenen dreißig Jahren hatte sie vier Kinder geboren). Diese Zeitverschiebungen brachten es mit sich, dass mein Vater und Anna wenig Kontakt miteinander hatten. Es war immer jemand zu alt oder zu jung, um sich zu verstehen. Nur die Tatsache, dass sie nun Kinder gleichen Alters hatten, brachte Anna auf die Idee, ihren Bruder mit diesem nun zeitlich passenden Kind einzuladen.

Das war recht aufregend für mich. Ich wollte unbedingt das Spazierstöckchen mitnehmen. Mein Vater war gegen das Stöckchen, es war ja keineswegs ein Geschenk, mit dem man prahlen konnte. Er glaubte schon, Annas Naserümpfen zu sehen. Aber meine Mutter meinte, Annas Nase ginge uns nichts an. Stolz nahm ich mein Stöckchen mit.

Ich hatte noch nie so große Zimmer mit so großen, samtenen Vorhängen gesehen. Und es standen überall wunderbare Figuren und Vasen, die man bestimmt nicht anfassen durfte. Offensichtlich im Gegenteil zum Christbaum. Er war riesig groß und von einer geradezu paradiesischen Pracht. Meine Augen konnten es kaum fassen: »Du darfst davon essen und auch mitnehmen, was du willst«, sagte Gerda, das mit mir gleichaltrige Enkelkind, für das diese Pracht Alltäglichkeit war.

1925: Mit festlichem Kleid und gar nicht so heilig.





Gerda hatte keinerlei Interesse an dem Christbaum, umso mehr aber an meinem Stöckchen. Sie griff danach, aber ich hielt es fest. Dann versuchte sie es mit der Befehlsform. »Gib es her!« Ich merkte, dass die Erwachsenen auf uns aufmerksam geworden waren. »Das habe ich zu Weihnachten bekommen«, verteidigte ich mich.

Gerda schien das einzusehen. Sie ließ das Stöckchen stehen. Aber nach einer Weile kam sie und fragte mich: »Kannst du beten?«

»Ja«, sagte ich.

»Zeig mal.«

Ich schüttelte nur den Kopf. Gerda triumphierte: »Da, kannst ja gar nicht beten!«

»Doch, kann ich.«

»Aber nicht so, mit beiden Händen.« Sie faltete die Hände. Da stellte ich mein Spazierstöckchen in die Ecke und faltete ebenfalls die Hände. Und in diesem Augenblick sprang Gerda auf, packte das Stöckchen und rannte damit davon. Ich war auf eine billige Finte hereingefallen.

Tante Anna konnte da Tränen lachen. Was für ein ungeheuer schlaues Enkelkind sie doch hatte. »War das nicht süß?«, rief sie immer wieder. Ich weiß nicht, ob ich heulte oder ob ich mir vornahm, lieber nie mehr zu beten. Ich spürte aber: Mein Vater war von mir enttäuscht, dass ich auf so einen plumpen Trick hereingefallen war.

Gerda ließ sich eine Weile nicht sehen – dann kam sie wieder herein, ohne Stöckchen. Vater übersah es einfach. Und ich auch. Und er sagte später, da hätte er Respekt vor mir gehabt.



1927: Zweite Volksschulklasse. Mich selbst habe ich auf dem Foto mit einem Kreuzchen markiert. Vorne in der Mitte.

## *Das Spottlied*

*Es* mag ein Jahr später gewesen sein, da erlahmte meine Sangeslust. Das hatte jedoch keinerlei Auswirkung auf meine Vorstellung von meinem Werdegang, nämlich weltberühmt zu werden. War doch Singen viel zu einfach, zu selbstverständlich, zu wenig für einen echten Ruhm. Genau besehen hatte ich eigentlich keine Vorstellung, welchen Ruhm ich ersehnte, ich sah nur eine Art von leuchtendem Wegweiser ohne Weg. Doch den wollte ich schon finden. Das Singen sollte trotzdem noch zweimal eine Rolle spielen, eine kleine Nebenrolle allerdings.

Ich kam in die Schule, lernte nicht ungern, und als das erste Zeugnis verteilt wurde, trug ich es stolz nach Hause. Da waren doch lauter recht gute Noten, nur – im Betragen stand eine glatte Vier. Was war geschehen, welches Verbrechen hatte ich began-

gen? Ich hatte nur ein kurzes Lied gesungen, laut und klar und musikalisch einwandfrei, den Text hatte ich irgendwo, irgendwann gehört. Er lautete so: »Eglfing mach's Tür'l auf, der Meier kommt im Dauerlauf.«

Leider war allgemein bekannt, dass in Eglfing ein Irrenhaus stand und dass ein Herr Meier dieses Haus im Dauerlauf erreichen sollte. Herr Meier aber war ein bekannter, etwas schrulliger Oberlehrer, der kurz vor seiner Pensionierung stand. Seine Schrulle bestand darin, dass er Kindern ihre Bälle wegnahm, weil sie damit zu viel Staub aufwirbelten, den er »parterre wohnend« zu schlucken hatte.

Dieser bedauernswerte Herr Meier konnte meinen Gesang leider deutlich hören und verstehen. Mich deshalb zu loben, fiel ihm allerdings nicht ein. Das Lied hatte ja aber auch nur diese einzige Strophe.

Er beschwerte sich beim Rektor. Der Rektor gab Herrn Kollegen Meier recht und verfügte eine Betragennote »Vier« in meinem Zeugnis.

Natürlich ging mein Vater der Sache auf den Grund. Zuerst fragte er mich, ob ich wisse, was ein Irrenhaus sei. Ich dachte kurz nach und meinte dann: »Das ist ein Haus, in dem man sich irren kann.« Das überzeugte meinen Vater auf der Stelle von meiner Harm- und Ahnungslosigkeit und der unberechtigten Note Vier. Und außerdem die Namensnennung »Meier«! Bekanntlich existieren in München unzählige Meiers. Aus meinem Gesangstext ging nicht hervor, welcher gemeint sein konnte.

Mein Vater besuchte den Rektor.

Nun, die Vier konnte man nicht mehr aus dem Zeugnis herausradieren. Im nächsten Zeugnis bekam ich im Betragen eine Zwei. Für eine Eins war ich vielleicht doch etwas zu lebhaft gewesen.



Meine Eltern: Siegfried und Agnes Kaut.

## *Seltsame Finger*

Mein Vater glaubte zwar nicht, dass seine Tochter weltberühmt werden könnte (er schloss es allerdings auch nicht aus), aber dass seine Tochter ein ungewöhnliches Kind sei, daran zweifelte er nicht.

Der Gesang hatte ihn nie gestört. Und weil ein guter Freund von ihm einstmals Opernsänger gewesen war (allerdings mehr im Chor beschäftigt) und weil dieser Freund auch einmal das Vergnügen gehabt hatte, meine sämtlichen Liedstrophen anhören zu müssen – sie wiederholt lobend –, so fragte er also diesen Freund, ob ich nicht ungewöhnlich musikalisch sei.

»Ungewöhnlich musikalisch«, bestätigte der Opernsänger, »glockenrein singt sie!«

»Wann fängt man denn da mit der Gesangsausbildung an?«, wollte mein Vater wissen. Der Freund zögerte. »Nun, das ist jetzt noch zu früh. Ich würde sie zuerst ein Instrument lernen lassen.

Vielleicht eines, wo sie sich selber beim Singen begleiten kann.« Das leuchtete meinem Vater ein. Allerdings schieden dann so erschwingliche Instrumente wie Blockflöte und Mundharmonika aus. Auch eine Geige kam wohl kaum in Frage. Es blieb also nur das Klavier übrig. Wenn er seinen häuslichen Schreibtisch – an dem er nie saß, weil ihm der in seinem Büro genügte – wenn er also diesen Schreibtisch opferte, wäre dort Platz für ein Klavier.

Und es gab noch etwas, das den väterlichen Entschluss durchaus begünstigte: Zwei Stockwerke tiefer wohnte gleich die rumänische Klavierlehrerin. Meine Eltern waren mit ihr etwas befreundet und fragten auch sie um Rat. Natürlich stimmte auch sie für ein Klavier, was eigentlich vorhersehbar war. Doch sie wollte »an nichts schuld sein« und darum gab sie meinem Vater die Adresse eines Mannes, der angeblich die besondere Gabe hatte, große Talente ausfindig zu machen. Vater und ich suchten also den Mann auf. Ich erinnere mich, als wäre das alles gestern geschehen. Es fand in einem düsteren Raum statt.

Ich musste mich auf einen Stuhl setzen und der Mann begann meinen Kopf abzutasten. Zuerst die Stirne, dann den Hinterkopf. Er murmelte dazu etwas wie »die geborene Rebellin«, worunter ich mir nichts vorstellen konnte. Weil Vater aber lächelte, nahm ich an, dass eine Rebellin etwas Gutes sein musste. Es waren also wohl lauter positive Eigenschaften, die der geheimnisvolle Mann an meinem Kopf sah. Dann nahm er meine Hände und tastete Knöchel um Knöchel meiner Finger ab. Er war begeistert! So etwas Ungewöhnliches wie meine Knöchel hatte er noch nie gesehen, alle Begabungen lägen in meinen Händen, behauptete er, meinen Händen traute er eine große Zukunft zu, vielleicht sogar die einer Klaviervirtuosin. Wenn, ja

wenn da nicht meine sonstigen Leidenschaften – und deren hätte ich viele – wären, über die ich meine Begabung vergessen könnte. Im Übrigen würde er sehr zu einem Klavier raten. Da mir das Wort »Klavirtuosin« besonders gefiel – war ich ganz seiner Meinung.

In der Schule betrachtete ich immer wieder versonnen meine Fingerknöchel. Wie war das Wort gewesen? »Klavirtitose?« Und waren dann die Knöchel meiner Freundin Traudl ganz anders als meine? Weniger schön vielleicht? Ob sie auch eine »Klavirtiri...«? – Ich bat sie, ihre Knöchel abtasten zu dürfen. Sie wollte natürlich wissen, warum und wozu. Ob sie nicht auch Klavirtuosin werden könnte? Sie wollte und konnte nicht – obwohl ihre Knöchel kein bisschen anders waren als meine. Das war zweifellos ernüchternd. Und doch – vielleicht übersah ich bloß etwas.

Mein Vater kaufte also ein Klavier. Und zwar kein gebrauchtes, das er sich hätte leichter leisten können, sondern ein neues, das er abbezahlen musste. Das war ihm seine Tochter wert. Ich war voller Eifer und es geschah mit den kleinen Klavierstückchen, die ich leicht und schnell lernte, das Gleiche wie mit dem Singen: Ich spielte den Eltern vor – und wehe, wenn Vater oder Mutter nicht aufmerksam zuhörten. Vater durfte nicht einmal von seinem üblichen Glas Bier trinken – ich verübelte das als schiere, beleidigende Unaufmerksamkeit. Der Vater wagte es von da an auch nicht mehr, in dieser »Vorführzeit« Bier zu trinken.